

(Nachdruck verboten.)

10]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Der Bruder hatte endlich nach vielfachen Versuchen eine ihm zusagende Beschäftigung gefunden. Er stand im Begriff, mit der mit den Vorstudien zum Suezkanal betrauten Kommission nach Aegypten abzureisen, und konnte seine Schwester mitnehmen. Mutig richtete sich diese in Alexandria ein und gab wieder Unterrichtsstunden, während er das Land durchstreifte. Bis 1859 blieb das Geschwisterpaar in Aegypten und sah noch die ersten Spatenstiche am Gestade von Port-Said: eine armselige Schar von kaum hundertundfünfzig Erdarbeitern, die sich in der Sandwüste verlor und die unter der Führung einer Handvoll Ingenieure stand. Hierauf nach Syrien abgeandt, um die Proviantzufuhr zu sichern, verblieb Samelin infolge eines Verwüßnisses mit seinen Vorgesetzten daselbst, ließ Karoline nach Beirut kommen, wo neue Schüler ihrer Ankunft harnten, und warf sich auf ein großes, von einer französischen Gesellschaft patronisiertes Unternehmen, auf das Anlegen eines Fahrweges von Beirut nach Damaskus, der ersten und einzigen Straße durch die Schluchten des Libanon. Wieder drei Jahre verlebten sie dort, bis zur Vollendung der Straße; er durchstreifte das Gebirge und blieb mitunter zwei Monate fort auf einer Reise nach Konstantinopel über den Taurus; sie folgte ihm nach, sobald sie loskam, und nahm sich warm der Wiedererweckungspläne an, die er auf seinen Streifzügen durch jenes alte Land schmiedete, welches unter der Asche untergegangener Gestirten schlief. Eine ganze Mappe voll Gedanken und Entwürfe hatte er gesammelt. Darum empfand er die gebieterische Notwendigkeit einer Rückkehr nach Frankreich, wenn er seinen weit umfassenden Unternehmungsplänen greifbare Gestalt geben, Aktiengesellschaften bilden und Kapitalien aufreiben wollte. Nach neunjährigem Aufenthalt im Orient traten Bruder und Schwester die Rückreise an. Sie besaßen die Neugier, über Aegypten zu reisen, wo die Arbeiten am Suezkanal ihre Begeisterung erregten: innerhalb vier Jahren war aus den Sanddünen von Port-Said eine Stadt hervorgewachsen, ein ganzes Volk war in rühriger Tätigkeit, die menschlichen Armeen hatten sich vermehrt und wühlten die Erdoberfläche um und um. In Paris aber wartete schwarzes Mißgeschick auf Samelin. Seit fünfzehn Monaten warf er mit seinen Plänen um sich, ohne irgend jemand seine hohe Zuversicht mitteilen zu können, da er allzu bescheiden und zu wenig redselig war. Jetzt sah er im zweiten Stock des Hotel Orvedo in einer Wohnung von fünf Zimmern zu zwölfhundert Franken fest, weiter vom Erfolge entfernt als zur Zeit seiner Streifzüge über Berge und Täler in Asien. Die Ersparnisse des Geschwisterpaares gingen rasch auf die Reize.

Was gerade Saccards Interesse erregte, das war die wachsende Traurigkeit bei Frau Karoline, auf deren gesunde Fröhlichkeit die stetig zunehmende Entmutigung des Bruders düstere Schatten geworfen hatte. Im Haushalt beider war sie einigermassen der Mann. Ihr Bruder Georg, der ihr äußerlich gleiches, nur etwas zarter, besaß zwar eine seltene Arbeitskraft, ging aber in seinen Studien völlig auf und durfte nicht gestört werden. Wie hatte er heiraten wollen, er empfand kein Bedürfnis dafür, da die unbegrenzte Liebe zu seiner Schwester ihm genigte.

Der frühere strebame Schüler der polytechnischen Schule zeigte trotz seiner weitumfassenden Pläne und eines glühenden Eifers für seine Unternehmungen bisweilen eine solche kindliche Einfalt, daß man ihn für etwas beschränkt halten konnte. Im strengsten Katholizismus auferzogen, hatte er den Glauben seiner Kindheit bewahrt und ging aus voller Ueberzeugung in die Kirche. Seine Schwester dagegen war auf andre Bahnen geraten durch eine umfangreiche Belesenheit und die vielseitige Bildung, die sie selbst in den endlosen Stunden erwarb, wenn der Bruder in seinen technischen Arbeiten vertieft war. Sie sprach vier Sprachen, hatte die Nationalökonomie und die Philosophie studiert und eine Zeit lang sich für die sozialistischen und evolutionistischen Lehren begeistert. Dann war sie ruhiger geworden; ihren Reisen, ihrem langen Aufenthalt unter fernen Gestirten verdankte sie vor allem eine großherzige Duldung und eine wohlausgeglichenen Lebensweisheit.

Hatte sie auch den Glauben verloren, so bewahrte sie doch eine hohe Achtung für den ihres Bruders. Einmal war es zwischen beiden zu einer Auseinandersetzung gekommen, dann hatten sie nie wieder davon gesprochen. Bei ihrer Schlichtheit und Wiederkeit besaß die Schwester einen hervorragenden Geist, einen ungewöhnlichen Lebensmut, eine fröhliche Widerstandskraft gegen die grausamen Schläge des Schicksals; sie pflegte so sagen, daß ein einziger Kummer in ihrem Herzen noch blutete, derjenige, nie ein Kind gehabt zu haben.

Saccard hatte dem Ingenieur einen Dienst geleistet dadurch, daß er ihm eine kleine Arbeit verschaffte: eine Kommanditgesellschaft brauchte einen Techniker für einen Bericht über die Ertragsfähigkeit einer neuerfundenen Maschine. So drängte sich Saccard in die Vertraulichkeit der Geschwister ein, ging häufig hinauf und brachte ein Stündchen in ihrem Salon zu, ihrem einzigen großen Zimmer, welches zum Arbeitsaal umgestaltet war. Dieses Gemach war gänzlich nackt; die einzigen Möbel darin bestanden aus einem langen Zeichentisch, einem kleineren, mit Papieren beladenen Tisch und einem halben Duzend Stühlen; auf dem Kaminsims waren Bücher aufgestapelt. An den Wänden aber wurde die Rede durch einen improvisierten Schmuß erheitert, durch eine Reihe von Plänen, eine Sammlung heller Aquarellbilder, von denen jedes Blatt mit vier Nägeln an der Wand befestigt war. Sämtliche Zeichnungen aus seiner Mappe hatte Samelin hier zur Schau gestellt, seine Skizzen und Notizen aus Syrien, seinen ganzen künftigen Reichtum. Die Aquarellbilder jedoch stammten von Frau Karoline: die Ansichten aus dem Orient, die Typen und Trachten, die sie als Begleiterin ihres Bruders bemerkt und aufgenommen hatte, zeichneten sich durch sehr subjektive Auffassung des Kolorits aus, waren aber sonst völlig anspruchslos. Zwei breite Fenster, die auf den Garten des Hotels Beauvilliers gingen, beleuchteten mit grellem Licht die bunte Unordnung dieser Zeichnungen, die ein fremdartiges Leben hervorzauberten, den Traum einer uralten, in Staub gemulkenen Gesellschaft, und es war, als sollte diese durch die festen mathematischen Linien der Musterrisse wieder auf die Beine gebracht werden und an dem festen Gerüst moderner Wissenschaft gleichsam eine neue Stütze finden. Sobald Saccard mit jener Müdigkeit, die alles für ihn einzunehmen pflegte, sich hier nützlich gemacht hatte, vergaß er sich, wie geblendet, besonders vor den Plänen und Aquarellbildern und bot um stets neue Aufklärungen. In seinem Kopfe keimte bereits der Plan eines gewaltigen Stapellaufs.

Eines Morgens traf er Frau Karoline allein am kleinen Tisch sitzend, der ihr als Schreibtisch diente. Tödliche Traurigkeit hielt sie umfangen, ihre schlaffen Hände ruhten auf den Papieren.

„Was soll ich thun?“ begann sie. „Die Dinge nehmen entschieden eine schlimme Wendung. . . Zwar bin ich tapfer, aber alles droht auf einmal uns auszugehen. Was mich am meisten grämt, das ist die völlige Ohnmacht, in welche das Unglück meinen armen Bruder versetzt; denn aus der Arbeit allein kann er Mut und Kraft schöpfen. Ich hatte daran gedacht, wieder irgendwo eine Stelle als Erzieherin zu suchen, um ihm etwas zu helfen. Ich habe gesucht und nichts gefunden. . . Ich kann mich doch nicht als Monatsfrau anbieten!“

Noch nie hatte Saccard Frau Karoline so niedergeschlagen und flügellos gesehen.

„Zum Teufel!“ rief er, „so weit ist's noch nicht.“

Sie schüttelte das Haupt. Auch sie zeigte sich nun mutlos und verbittert gegen das Leben, welches sie sonst selbst in den schlimmsten Lagen frohgenußt aufsaßte. Und als im gleichen Augenblick Samelin mit der Nachricht eines letzten Mißerfolgs heimkam, da entfielen ihr große, langsam fließende Thränen; sie sprach nichts mehr und sah mit geballten Fäusten und traumverlorenen Augen an ihrem Tischchen.

„Und wenn man bedenkt,“ pläzte Samelin heraus, „daß dort drüben Millionen unsrer harren, wenn nur jemand mir helfen wollte, sie zu verdienen!“

Saccard hatte sich vor einem Nitz aufgepflanzt, der ein Gartenhäuschen inmitten großer Lagerhäuser darstellte.

„Was ist denn das?“ fragte er.

„O, nur eine Spielerei,“ erklärte der Ingenieur, „das ist der Plan zu einem Wohnhaus in Beirut für den Direktor der

Von mir erträumten Gesellschaft, wissen Sie, der „Compagnie Générale der vereinigten Dampfbote.“

Der Ingenieur wurde mittelstamer und ließ sich in neue Einzelheiten ein. Während seines Aufenthaltes im Orient hatte er die ganze Mangelhaftigkeit des Transportwesens drückend empfunden. Die wenigen in Marseille bestehenden Gesellschaften brachten einander durch Konkurrenz um und kamen nicht dazu, ein hinreichendes, genügende Bequemlichkeit bietendes Fahrzeugmaterial zu besitzen. Deshalb bestand einer seiner ersten Gedanken, welcher der Gesamtheit seiner Unternehmungen als Grundlage diente, in der Vereinigung dieser Gesellschaften zu einem Syndikat, zu einer gewaltigen Gesellschaft, die, mit Millionen ausgestattet, das ganze Mittelmeer ausbeuten und durch Einrichtung von Dampferlinien nach allen afrikanischen Häfen, in Spanien, Italien, Griechenland, Aegypten, Asien, selbst ganz hinten im Schwarzen Meer sich die Herrschaft darüber sichern sollte. Dieser Plan zeugte von großartigem organisatorischem Spürsinn und zugleich von hoher Vaterlandsliebe. Bedeutete er doch die Eroberung des Orients zu Gunsten Frankreichs, abgesehen davon, daß auf diese Weise Syrien näher rückte, das Land, in welchem das weite Feld seiner Operationen sich aufzuthun im Begriff war.

„Die Syndikate,“ murmelte Saccard, „heutzutage scheint die Zukunft für sie zu sein. Wie mächtig ist diese Art der Vereinigung! Drei oder vier kleine Unternehmungen, die einzeln ein armseliges Dasein fristen, gewinnen eine unwiderstehliche Lebensfähigkeit und Ergiebigkeit, sobald sie sich vereinigen. Sowohl, die nächste Zukunft gehört dem Großkapital, den vereinigten Anstrengungen großer Massen. Die gesamte Gewerthätigkeit, der gesamte Handel wird schließlich nur noch ein einziger, unermesslicher Bozar sein, in dem man sich mit allem Möglichen versehen kann.“

Wieder war er stehen geblieben, diesmal vor einem Aquarell mit einer wilden Gegend, einer dünnen Schlucht, die von einem mächtigen Lager riesengroßer Felsen mit einer Krone von dichtem Gestrüpp versperrt war.

„Oho!“ begann er „hier ist das Ende der Welt, man wird wohl von Vorübergehenden nicht viel angestoßen in diesem Winkel?“

„Eine Schlucht am Karmel,“ antwortete Hamelin; „meine Schwester hat sie aufgenommen, während ich in der Gegend Studien machte. Hier schauen Sie,“ fügte er hinzu, „zwischen dem freidehaltigen Kalkstein und den Porphyrmassen da, durch welche dieses Kalkgebirge auf dem ganzen Abhang des Karmel emporgehoben wurde, steckt eine bedeutende Ader Schwefelkies, jawohl, eine Silbermine, deren Betrieb nach meinen Berechnungen ungeheuren Gewinn sichert.“

„Eine Silbermine?“ wiederholte Saccard lebhaft. Frau Karoline, die Augen immer noch in die Ferne gerichtet, hatte in ihrer Betrübnis alles mit angehört. Als stiege plötzlich eine Vision vor ihr auf, rief sie:

„Der Karmel, o, welche Einöde! Welche Tage der Einsamkeit! Alles voll Myrthen und Ginster; alles duftet, daß die laue Luft davon durchwürzt ist. Aber Adler giebt es, die unaufhörlich sehr hoch schweben. Und all das Geld, das dort in diesem Grabe schläft, neben so unsäglich vielem Elend! Man möchte eine Menge glücklicher Menschen hier sehen, lärmende Baustellen, werdende Städte, ein ganzes, durch die Arbeit neugeborenes Volk!“

„Ein Weg wäre leicht vom Karmel nach Akka zu bahnen,“ fuhr Hamelin fort; „ich glaube wohl, man könnte auch Eisen dort finden, denn es giebt einen Ueberfluß davon in allen Gebirgen der Umgegend. Ich habe auch eine neue Fördermethode ausgedacht, welche erhebliche Ersparnisse erzielen könnte. . . . Alles steht bereit, es handelt sich nur noch darum, Kapitalien zu finden.“

„Die Gesellschaft der Silberminen des Karmel!“ murmelte Saccard.

Jetzt ging der Ingenieur mit aufwärts gerichteten Blicken von einem Plan zum andern, aufs neue gepackt durch diese Arbeit seines ganzen Lebens, fieberhaft erregt durch den Gedanken an die glanzvolle Zukunft, die dort schlummerte, während hier drückende Not ihn lahm legte.

„Das sind nur die kleinen Geschäfte für den Anfang,“ begann er wieder. „Schauen Sie auf diese Reihe von Plänen. Hier ist der große Coup: ein ganzes Eisenbahnetz quer durch Kleinasien. Mangel an bequemen und raschen Verkehrsmitteln ist die allererste Ursache der Stodung aller Gäfte in jenem langsam vermodernenden reichen Lande. Nicht einen Fahrweg könnten Sie dort finden; Reisende und Güter sind auf Maultiere und Kamele angewiesen. Denken Sie sich nun die Umwälzung, wenn Eisenbahnenlinien bis an die Grenze der Wüste

vordringen könnten! Das käme einer Verzehnfachung von Industrie und Handel gleich, das wäre der Sieg der Kultur Europas, die endlich die Pforten des Orients sprengte. O, wenn Sie das nur ein wenig interessiert, dann wollen wir gelegentlich mit aller Ausführlichkeit davon reden. Da werden Sie sehen, Sie werden sehen!“

Er konnte übrigens nicht umhin, sofort auf weitere Erklärungen einzugehen. Besonders hatte er während seiner Reise nach Konstantinopel die Richtungslinie seines Eisenbahnnetzes studiert. Die große, aber einzige Schwierigkeit bestand im Ueberschreiten des Taurusgebirges; er hatte aber die verschiedenen Pässe durchwandert und stand für die Möglichkeit einer geraden und verhältnismäßig wenig kostspieligen Eisenbahnlinie ein. Selbstverständlich dachte er nicht daran, das gesamte Bahnetz mit einem Male auszuführen. Wenn man vom Sultan die Konzession für's Ganze erlangt hätte, dann wäre es weise, zunächst nur die Hauptlinien in Angriff zu nehmen, von Brussa nach Beirut über Angora und Aleppo. Später könnte man an die Seitenlinien denken, von Smyrna nach Angora, von da nach Trapezunt über Erzerum und Sinas.

„Später, später noch. . .“ jagte er weiter. Er redete nicht aus, sondern lächelte nur und wagte nicht auszusprechen, wie weit er in der Kühnheit seiner Pläne gegangen war. Es war ja ein Traum.

„O, die Ebenen am Fuße des Taurus,“ begann Frau Karoline mit ihrer langsamen Stimme, wie die einer Traumwandlerin, „welch köstliches Paradies! Man braucht nur die Erde zu rügen, und üppig schießen die Ernten hervor. Die Obstbäume, die Pfirsichbäume, die Kirsch-, Feigen- und Mandelbäume brechen unter der Last ihrer Früchte. Und welche Felder mit Del- und Maulbeerbäumen, ganz ähnlich ausgedehnten Waldungen! Und welches naturgemäße und leichte Leben in jener ewig blauen dünnen Luft!“

Saccard lächelte wieder auf mit seinem grellen, listernen Lachen, welches ihn jedesmal anwandelte, wenn er Reichtum witterte. Als Hamelin von weiteren Plänen reden wollte, namentlich von der Gründung eines Bankhauses in Konstantinopel, und eine Andeutung seiner allmächtigen Beziehungen dazwischen, besonders beim Großvezier, fallen ließ, da unterbrach er ihn fröhlich:

„Das ist ja das wahre Schlaraffenland!“ Dann wurde er sehr zutraulich, legte beide Hände auf Frau Karolines Schulter, die immer noch dasah.

„Verzeihen Sie mir nicht, verehrte Frau,“ rief er; „ich habe Sie sehr lieb, und Sie werden sehen, ich werde mit Ihrem Bruder etwas machen, das für uns alle sehr gut sein wird. . . . Geduld! Warten Sie nur ab.“

Während des folgenden Monats verschaffte Saccard wiederum dem Ingenieur einige kleinere Arbeiten. Sprach er auch von den großen Geschäften nicht mehr, so dachte er wohl beständig daran, schaute aber zaudernd vor der erdrückenden Großartigkeit der Unternehmung zurück. Was die werdenden Bande ihrer vertrauten Freundschaft enger knüpfte, das war die zwanglose Art, mit welcher Frau Karoline sich um Saccards Zungengesellenheim kümmerte. Unnütze Ausgaben fraßen ihn auf, er war um so schlechter bedient, je mehr Dienerschaft er hatte. Dieser Mann, so unsichtig nach außen, berühmt wegen der kraftvollen und geschickten Hand, mit welcher er den unsauberen Vrei der großen Gaunereien einrührte, ließ im eignen Hause alles in Unordnung sich auflösen und fragte nicht viel nach der grauenhaften Schleuderswirtschaft, die seine Ausgaben verdreifachte. Das Fehlen einer Frau machte sich ebenfalls in den kleinsten Dingen auf grausame Weise empfindlich. Als Frau Karoline diesen Wirrwarr bemerkte, erteilte sie ihm zunächst Rathschläge, dann legte sie sich ins Mittel und zeigte ihm schließlich, wie er in zwei bis drei Punkten Ersparnisse erzielen könnte. Deshalb bot er ihr eines Tages scherzend an, sie möchte Verwalterin bei ihm werden. . . . Warum nicht? Sie hatte ja eine Stelle als Erzieherin gesucht und könnte wohl diese für sie ehrenwerte Stellung annehmen, bis sich eine passendere fände. Das Anerbieten, welches zunächst im Spas geschah, wurde ernsthaft. War dies nicht eine Beschäftigung für sie, wurde sie nicht ihrem Bruder eine Stütze mit den dreihundert Franken, die Saccard ihr monatlich geben wollte? Sie nahm an. Innerhalb acht Tagen gestaltete sie das Haus um, entließ den Küchenchef und seine Frau, um nur eine Köchin zu nehmen, die mit dem Diener und dem Kutscher ausreichen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

# Kleines feuilleton.

**Dr. Urecht.** „Dann bleibt es also dabei, nicht wahr? Der Kreppe wird als Fichu um die Taille gelegt und die Spitzen und die Silberborte kommen auf den Rock.“ Das kleine Schneiderfräulein wiederholte den Auftrag noch einmal, als wollte sie sich versichern, daß sie alles richtig behalten; sie sah die gnädige Frau erwartungsvoll an.

Die sah schon wieder im Schauelstuhl, wiegte sich auf und nieder und blätterte in einem Romanband; jetzt ließ sie das Buch sinken und nickte der Kleinen zu: „Zatwohl, Fräulein, und das Fichu recht schön falten, ein bißchen genial, sagen Sie das Frau Marten. Und daß ich das Kleid am Sonnabend hier habe, hören Sie?“

„Ganz bestimmt, gnädige Frau. Wenn Frau Marten es bis Sonnabend versprochen hat, ist es auch fertig, wir halten immer Wort.“

Sie sagte das „wir“ sehr würdevoll, sie „fühlte“ sich offenbar als Mitglied des vornehmen Schneiderateliers. Sie stand vor dem großen Karton, in dem sie allerhand Mode-Artikel zur Auswahl hergebracht, und legte die Sachen wieder hinein. Es war keine schwere Arbeit und während die flinken Fingerringen mit den Kreppe-rüschen und Silberbortereien hantierten, gingen die hellen Funfel-  
augen im Zimmer umher. Das war das Anschauen schon wert.

Ein sehr elegantes Damenzimmer war es, mit weichen Polstern und bunten Teppichen, mit Spiegeln und tausend Nippesachen, auf der hohen Toilette bligte es von Silber und Kristall. Lieschens Blick flog über die Toilette, sie stieß einen leisen Schrei aus.

„Was ist denn?“ fragte die gnädige Frau.

Das Mädchen wurde ein bißchen verwirrt, sagte sich aber schnell: „Ach, ich, ich dachte nur... die Brosche da...“

„Die gefällt Ihnen wohl, was?“ Die gnädige Frau lächelte gönnerhaft, sie nahm das Schmuckstück und ließ die Sonnenstrahlen darüber hinpielen, sie nickte: „Ja, sie ist sehr schön, die Steine haben ein herrliches Feuer.“

„Ich hab' nämlich eben solche,“ gestand das kleine Schneiderfräulein naiv, „das heißt, 'n bißchen anders ist sie doch.“

„Das glaube ich!“ Die gnädige Frau lachte hell auf: „Sie werden echte Saphire haben! Kindchen, die kosten an hundert Mark, die können Sie sich doch nicht kaufen.“

„Ich habe sie auch geschenkt bekommen,“ sagte Lieschen, „zur Einsegnung von Vatern.“

„Und der schenkt Ihnen echte Saphire?“ Die gnädige Frau lachte immer heller, sie amüsierte sich offenbar köstlich. „Was ist denn Ihr Vater, Kindchen? Arbeiter doch wohl, und der schenkt Ihnen eine Saphirbrosche? Na, es werden schon Glaskröten sein!“

„Sie sieht aber gerade so blau aus, wie die, und ich trage sie sehr gern.“ Das kleine Schneidermädchen wurde rot und sah fast ge-tränkt darin.

„Tragen Sie sie nur, Kindchen!“ Die gnädige Frau klopfte ihr auf die Schulter: „echt oder unecht, das kommt ja für Sie nicht drauf an, wenn es Sie nur freut! Sind Sie nun fertig?“

Das letzte Klang ziemlich deutlich nach Entlassung, und Lieschen verstand auch den Ton, sie nahm ihren Karton, knirzte und ging. Draußen auf der Straße lag die Sonne beinahe frühlingsklar, es war eine Lust, durch die linde Luft zu wandern; das kleine Schneidermädchen sah verdroffen drein. Sie war am liebsten in eine Ecke getrocknet und hätte geweint. Das ging nicht gut an, und so lief sie weiter, aber ihre Lippen zuckten.

„Dumme Gans!“ Sie sagte es vor sich hin. „Zatwohl, dumme Gans, und wenn sie zehnmal die gnädige Frau war.“ Ihre Brosche Glaskröten, ihre liebe, kleine Brosche, ihr Heiligtum, das alle bewunderten, das sie so voll Stolz getragen. Sie ballte die Hände. Und waren es denn nicht wirklich Glaskröten?

Lieschen schreckte auf und ihre Braunaugen sahen plötzlich starr. Ja, gewiß: Glaskröten und was denn weiter? Und was konnte Vaterchen ihr denn sonst auch schenken, als unechte Steine? Hatte sie denn je etwas andres gedacht?

Nein, sie hatte gar nichts andres gedacht, sie hatte überhaupt noch nicht darüber nachgedacht, sie hatte nur die Brosche gesehen und sich gefreut an ihrem Funkeln, und nun auf einmal... Glas-scherben!

„Ach, gar nicht mehr denken an die dumme Gans!“ Sie schüttelte ihren braunen Lockenkopf und ein Lachen flog über ihr hübsches Gesicht. Und wenn die Brosche auch unecht war, hübsch war sie doch. Und das gab viel angenehmere Gedanken: zum Beispiel, ob sie wohl nächste Woche in Vaters Gesangverein auf dem Ball tanzen würde? O ja, sie würde schon tanzen. Sie lachte lustig. Und es würde ein feiner Ball werden, ein ganz wundervoller Ball. Nein, überhaupt kein Ball. Ihre Stirn zog sich kraus. „N richtiger Ball nun schon ganz gewiß nicht! Zu nem richtigen Ball gehörten Wallsteiber, solche, wie die gnädige Frau sie trug, aus Seide mit Spitzen und Kreppe-rüschen und Silberborte und „recht genial“...“

Auf dem Ball in Vaters Gesangverein trug keine Einzige „geniale“ Kleider, da wuschen sich die Mädels höchstens ihre Sommer-schürchen, und die Frauen trugen die wollenen Sonntagskleider und waren schon froh, wenn sie die hatten. Und sie trug auch nur ihr Einsegnungskleid und steckte darüber nen Spitzenrock und ihre Brosche...“

Die Brosche aus Glaskröten...  
Na ja, aus Glaskröten — weiter war sie auch nichts, und der Ball war nur ein Kneipabend mit Tanz, und das ganze Leben war überhaupt so. Nun sie erst einmal angefangen hatte zu denken, dachte sie auch weiter, und ihr Gesicht wurde immer finsterner.

Gewiß war das ganze Leben so: für die Reichen war das Echte da, die echten Saphire und das echte Gold und die echten Bälle und das echte Leben. Was die Armen hatten, war bloß nach-gemacht, bloß daß man so that, als ob man was hätte, und wenn man genau hinsah, hatte man gar nichts — nur Glaskröten...  
Und Lieschen biß die Zähne zusammen und schlenkerte ihren Karton, als wollte sie ihn am nächsten Laternenpfahl zer-schmettern. —

— Das Testament des Sonderlings. Vor etwa fünf Jahren, so berichtet die „Allgemeine Zeitung“, starb in einer Provinzstadt Bayerns ein alter Mann, der Junggeselle und dabei ein Sonderling war. Er hatte einen Bruder und eine Schwester hinterlassen, die beide verheiratet sind und je eine Tochter besitzen, die beim Tode ihres Onkels noch die Schule besuchten. Vor seinem Tode hatte der Onkel ein Testament gemacht mit der Bestimmung, daß es erst fünf Jahre nach seinem Tode geöffnet werden dürfe. Vor ein paar Monaten war dieser Termin zu Ende und mit Spannung sah man der Eröffnung des Testaments entgegen. Und es brachte etwas Un-erwartetes. Der Verstorbene, der viel in Losen spekuliert hatte, war vom Glück sehr begünstigt gewesen, denn er hatte das anständige Stämmchen von 250 000 M. hinterlassen. Hiervon waren 20 000 M. zu verschiedenen wohltätigen Zwecken bestimmt, während der Rest je zur Hälfte für seine beiden Nichten bestimmt war, jedoch unter der Bedingung, daß jede vorher ein Jahr lang in einer Münchener Familie in Dienst trete; unter vollständiger Verzichtleistung auf ihre bisher gewohnte Lebensweise, nur mit dem Nötigen versehen, sollten sie als Dienstmädchen ohne jedwede Unterstützung ihrer Eltern oder anderer Verwandten sich ihren Lebensunterhalt nur durch ihre Hände Arbeit verdienen. Unter Vorzeigung eines entsprechenden Zeugnisses über die Zufriedenheit der Dienstherrschaft bezüglich ihrer Führung soll ihnen dann die reiche Erbschaft ausbezahlt werden. Die Nichte schwesterlicherseits acceptierte sofort die Bedingung; sie befindet sich zur Zeit im Dienste in der Familie eines Münchener Zirkalateurs und hat sich bereits in die neue Lebenslage gefunden. Anders da-gegen die Nichte brüderlicherseits. Deren Vater, ein Beamter, sowie die Tochter selbst, die in einem Institut sehr gut erzogen wurde, suchten die Gültigkeit des Testaments an mit der Behauptung, der Verstorbene sei nicht bei klarem Verstande gewesen. Ob sie den Prozeß gewinnen, ist mehr als fraglich; wird der Prozeß verloren und die Bedingung nicht erfüllt, dann hat dieser Teil des Erbschafts-betrages die Bestimmung, Wohltätigkeitszwecken zu dienen. —

— Apotheker und Homöopathen. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Den heillosen Landstrichen ist eine Gesetzesvorlage zugegangen, wonach den nach homöopathischer Methode behandelnden Ärzten untersagt werden soll, den kranken die Medikamente zu liefern. Um den Nachweis zu erbringen, wie wenig gewissenhaft das Verfahren einzelner Apotheker ist, veröffentlichten die homöo-pathischen Ärzte Heftens ein Flugblatt, das folgende amüsante Mit-teilungen enthält: „Wir lieben nach Art homöopathischer Arzneimittel verordnete Dinge aus den Apotheken holen, die entweder gar keine Arzneien sind, also auch in den Apotheken gar nicht vor-rätig gehalten werden können, oder überhaupt nicht existieren, z. B. Estremadura, d. i. Baumwolle, Cornu Ammonis und Tubercinereum (bestimmte Teile des menschlichen Gehirns), Urticaria rubra (roter Reselfaustschlag), Pemphigus foliac. (bösartiger Nasenausschlag), Gussellia (ein frei erfundenes, gar nicht existierendes Wort), Botryllus albicans (ein seltenes, in Deutschland ganz unbekanntes Thier), Acanthia foet. (Bettwanze), Culex annulatus (geringelte Stechmücke oder Posthammer), Madaroma fraudul. (betrügerischer Glaskopf). Auch auf diese Bestellungen hin wurden anstandslos farblose Flüssigkeiten verkauft und die be-treffenden Gläser sämtlich mit dem Namen der „Mittel“ bezeichnet, teilweise sogar auf gedruckten Originaletiketten, ja selbst mit dem Aufdruck: „Homöopathische Abteilung“. Von 12 Apothekern, die auf diese Weise von uns kontrolliert wurden, erwieb sich ein einziger als gewissenhaft und erklärte, die verlangten Stoffe nicht abgeben zu können, alle andern dispensierten anstandslos Spiritus resp. Milch-zucker gegen die bekannte gute Bezahlung.“ —

**Theater.**  
Deutsches Theater. „Der Schleier der Beatrice“. Schauspiel in 5 Akten von Arthur Schnitzler. — Der Titel des Stückes, das Anlaß eines Streites zwischen Schnitzler und der Direction des Wiener Burgtheaters wurde, ist damals in den Blättern oft genannt und dann inzwischen wieder halb ver-gessen. Die lang hinausgeschobene Aufführung im „Deutschen Theater“ war leider eine Enttäuschung, eine um so größere, da Schnitzlers Einakter-Cyklus, der im Vorjahr über diese Bühne ging, ein so durch und durch persönliches Gepräge trug und unge-wöhnliche Hoffnungen geweckt hatte. Die „Dame mit dem Dolche“, „Die letzten Masken“, „Litteratur“, wie eigenartig war das in der Auf-fassung, wie klug pointiert, wie beziehungsreich im Dialoge! Dies-mal sucht man nach einem Punkte, von dem aus es möglich wäre, der Handlung und den Personen Interesse abzugewinnen, vergeblich. Es sind 5 Akte voll bunter Bilder, feltamer Abenteuer und langer im Zambenschwung einherstürmender Reden, die bei allem Lärm der Leidenschaften, wie ein unbeseeltes Fremdes, ohne in uns irgendwelche Spur zurück zu lassen, vorüberfließen. In einer knappen chronisch erzählenden Novellendarstellung, die nach alt-italienischer Art sich mehr an das Geschehene als an die Aufdeckung zwingender Motive hält, hätte die Geschichte Beatrices durch den Reiz der Wechselfälle, durch den Ausblick auf die stürmisch bewegte Welt der

italienischen Renaissance vielleicht zu fesseln vermocht. Zum Drama auseinander gezogen, mit breitem lyrisch-rhetorischem Ausschmuck überdeckt, kann die Historie in ihrer inneren psychologischen Zusammenhangslosigkeit nicht anders als ermüdend wirken.

Das Stück spielt in dem belagerten Bologna am Tage und in der Nacht vor dem entscheidenden Kampfe. Filippo Toschi, der Poet, will mit Beatrice, die ein Zufall ihm vor wenigen Tagen in den Weg geführt, entfliehen. Ein Leben mit ihr dünkt ihm die höchste aller Seligkeiten, die Liebe hat jedes andre Fühlen in ihm ausgelöscht. Da, im letzten Augenblicke, erzählt das Mädchen ihm ganz arglos einen Traum, Bolognas Herzog habe sie geküßt. Empört weist er sie von sich. Der Traum ist ihm ein Zeichen, daß ihm ihr Herz nicht ganz gehört. In einem Bacchanal mit Florentiner Courtesanen, die in der todgeweihten Stadt für sich die reichste Beute wittern, sucht er den ersten jähen Schmerz in seiner Seele zu betäuben. Und Beatrice? Geht nach Hause, läßt sich von ihrem Bruder, der für der Schwester Reinheit fürchtet, mit einem Gefellen aus des Vaters Werkstatt zur Trauung führen und wird noch an demselben Abend — Herzogin! Auf offenem Marktplatz vor den Bürgern spielt sich die Scene ab. Wie der Herzog mit dem Gesolge naht, fällt sein Auge auf das schöne Kind. Die letzte Nacht sei noch der Lust geweiht. Er bietet ihr, wenn sie ihm folge, alles, was sie verlangen wird. Und Beatrice — vor versammeltem Volke — verlangt des Herzogs Hand! Der, rasch einverstanden, nennt sie vor den Volksgenossen seine Braut, und ladet die Getreuen zum nächtlichen Hochzeitsfest. Im Handumdrehen ersticht sich dann noch oben drein der arme bürgerliche Bräutigam, was Beatrice vollständig kalt läßt. Und dann, kaum daß sie den Brautsehleier empfangen, bemerkt sie sich, daß sie im Grunde nur Filippo gut sei, und stürzt zu dem Geliebten. Noch könnte Filippo mit ihr auf und davon. Aber ganz so wie Beatrice und der Herzog konsequent das Umgekehrte von dem, was man erwarten sollte, thun, hat er für sich den Tod beschlossen. Ob sie mit ihm zusammen wird sterben wollen, das soll die Probe auf Beatrices Liebe sein. Sie scheint einzuwilligen, aber wie er sie mit listiger Lüge färbt: Der Wein, den er und sie getrunken, enthalte tödliches Gift, erwacht in ihr fiebernde Angst. Verächtlich löst er ihre Furcht und, nun den wirklichen Gifttrank leerend, stirbt er vor ihren Augen. Die Sprache nimmt in diesen Scenen einen hohen Flug, aber die kalte Unnatur in den Voraussetzungen, das Wesenlose in der Charakteristik läßt es zu sehr im Widerhall der Worte kommen. Zitternd eilt Beatrice in den herzoglichen Palast zurück. Sie läßt; doch daß sie den Schleier verloren, verrät sie. Ein Gericht verurteilt sie zum Tode, aber der Herzog verspricht ihr — man weiß nicht recht aus welchem Grunde — Aufschub oder Rettung wenn sie ihn hingeleite, wo sie den Schleier verlor. Die beiden Liebhaber, der Tode und der Lebende sollen eben noch einmal konfrontiert werden! An der Leiche Philippos preist der Herzog den hohen Sinn des Dichters, den Beatrice so schmählich wie ihn selbst verraten habe. Sie bittet um den Tod, der Dolch ihres Bruders durchbohrt sie, und der Herzog mit den Seinen eilt zur Schlacht.

Frene Friesch als Beatrice war ausgezeichnet in der Biedergabe all der wechselnden Empfindungen, die Schmitzlers eldlin zu ihr schlaufen hat; die leisen Töne vertrauender Liebe klangen ganz so natürlich wie der Aufschrei des Entsetzens und das bange Stammeln schuldbehafteter Furcht. Aber so wenig wie in der Dichtung wollten sich in diesem trefflichen Spiel die zerstreuten Züge zu einer lebendigen Einheit des Charakters zusammenschließen. Manig kraftvoll sprach Schmitzler den jugendlichen Herzog. Im übrigen ließ die Aufführung recht viel zu wünschen übrig. Gerade die berühmtesten, naturalistischen Darsteller verfielen diesem fremden Stil gegenüber. Kittner war in der großen Rolle des Filippo, Wasser mann in der kleinen Rolle Francesco Nardis, des Bruders Beatrices von seltsamer Trockenheit. Schmitzler konnte oft erscheinen. Es wurde geklatscht und gejubelt; die Mehrheit hielt sich still ablehnend zurück.

**Kulturgeschichtliches.**

k. Ein altägyptischer Snigge. Als das älteste Buch der Welt wird der Pflise-Papyrus bezeichnet, der jetzt von dem französischen Ägyptologen Philippe Birey vollständig übersetzt worden ist. Er wurde in Theben zu Tage gefördert. Die Handschrift stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 2600 v. Chr., aus der Zeit der zwölften Dynastie. Das Werk selbst ist jedoch viele Jahrhunderte früher entstanden. Die ersten beiden Seiten sind von dem Präfekten Matimua, der unter der Regierung König Senoferus von der dritten Dynastie (3900 v. Chr.) lebte. Der zweite und größere Teil besteht aus sechzehn Seiten und stammt von dem Präfekten Plah-hotep, der unter der Regierung König Iffas von der fünften Dynastie (3500 v. Chr.) lebte. Plah-hotep hatte alle unter dem Könige möglichen irdischen Würden erlangt, und in hohem Alter setzte er sich nieder, um die bei seiner großen Erfahrung gewonnene Weisheit niederzuschreiben. Das Buch ist in erster Reihe an seinen Sohn gerichtet, aber die Rathschläge wenden sich an jedermann. Von den Weisheitsprüchen dieses altägyptischen Snigge seien einige charakteristische angeführt: „Sei nicht stolz wegen deines Wissens, sprich mit dem Unwissenden wie mit dem Gelehrten; denn die Grenzen der Kunst sind nie geschlossen, und kein Künstler besaß je die Vollendung, nach der er streben sollte. Aber Weisheit ist schwieriger als der Smaragd zu finden. Wenn du mit einem

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Streitenden zu thun hast, während er in Hitze ist, und wenn er dir in Fähigkeit überlegen ist, so beuge den Nacken. Da er dir nicht erlauben wird, seine Rede zu verderben, so unterbrich ihn nicht; das zeigt, daß du nicht ruhig sein kannst, wenn man dir widerspricht. Du hast den Vortheil über ihn, wenn du nur ruhig bleibst. Wenn du in der Stellung des Führers bist und die Lage vieler Menschen zu entscheiden hast, so suche den besten Weg, damit deine eigne Stellung ohne Vorwurf ist. Schlichtere die Menschen nicht ein, oder Gott wird gleichfalls mit dir ringen. Wenn du unter Personen bist, die sich im Hause eines Größeren zum Essen niedersetzen, so nimm, was er dir giebt, und beuge dich tief. Sieh, was vor dir ist, aber starre nicht darauf, das ist tadelnswert. Sprich nicht mehr zu dem großen Mann, als er dich fragt, denn man kann nicht wissen, was ihm mißfallen könnte. Wenn du Vorkastan von einem großen Manne zum andren trägst, so erfülle deinen Auftrag, wie er es dir sagte. Wer nur das Angenehme in den Worten eines Mannes wiederholt, ist ein verabscheuenswürdiges Wesen. Wenn du in dem Hause, das du betrittst, Achtung einflößen willst, z. B. im Hause eines Oberen, eines Freundes, eines Mannes von Bedeutung, so hüte dich davor, dich der Frau zu nähern. Tausend Männer sind verloren wegen des Genusses eines Augenblickes, der kurz wie ein Traum ist, während sie den Tod dadurch gewinnen, daß sie sie kennen. Es ist niedrig von einem Manne, der sich zu solcher That erregt. Hüte dich vor allen Anfallen schlechter Laune. Das ist eine traurige Krankheit, die zur Zwietracht führt, zum Streit zwischen Vater und Mutter, zwischen Brüdern und Schwestern; sie macht, daß Mann und Frau sich gegenseitig verabscheuen. Wenn du weise bist, so Sorge für dein Haus, liebe dein Weib rein. Fülle ihren Magen, besleide ihren Rücken, das sind die Sorgen für ihren Körper. Lieblose nie, erfülle ihren Wunsch während der Zeit deines Dafens; es ist eine Freundschaft, die den Herrn ehrt. Sei nicht brutal, Ueberlegung wird sie besser als Gewalt leiten. Das bringt sie in deinem Hause in eine sichere Stellung; wenn du sie zurückstößt, ist es ein Abgrund. Öffne ihr deine Arme, rufe sie, zeige ihr deine Liebe.“

**Humoristisches.**

— Hoffnung. Geschäftsman: „Ich bin kaputt — ehrlos! Ohne Ehre kann ich nicht leben!“

Frau: „Ach, nur nicht verzweifeln, Max! Denk nach, es fällt Dir sicher ein neuer Schwindel ein.“

— Ein Anfang. Vater: „Wui Teuf, mit Deine Jahr hab i mi selber furtbracht, Du hast Dir no loa Mittagessen verbeant.“

Sohn: „Ja, i will schau'n, was sich mach'n laßt, heut hann mir im Goldnen Dähen a Leberknödel-Preisseen.“

— In der Naturgeschichtsstunde docierte der Lehrer: „... Organe, die, als Ueberbleibsel einer niederen Entwicklungsstufe, zwar noch vorhanden sind, aber nicht mehr in Funktion treten, nennt man rudimentäre Organe; ein solches ist beim Menschen zum Beispiel der Blinddarm. Wer kann mir noch eins nennen?“ Der Sohn eines höheren Regierungsbeamten meldete sich und sagte: „Das Rückgrat.“ — („Simplicissimus“.)

**Notizen.**

— Der reichhaltige literarische Nachlaß des vor Jahresfrist verstorbenen Dichters Ferber von Steinwand gelangt in Verbindung mit einem Neudruck seiner bisher erschienenen Werke, kommenden Herbst bei C. Dabertow in Wien zur Ausgabe. — Bernhard Schaw's Schauspiel „Ein Teufelskerl“, das unlängst im Wiener Maimund-Theater in Scene ging, ist vom Berliner Theater (Direktion Graul und Palm) zur Aufführung angenommen worden. — Im Alexanderplatz-Theater geht noch in diesem Monat „Unterwegs und Daheim“, ein Einakter-Opus von Max Hirschfeld in Scene. — Das Langpoem „Genoma“ von Geza Graf Zichy erzielte im Prager Deutschen Theater einen starken Erfolg. — „Polhgon“ nennt sich eine neue Künstlervereinigung; ihr Bestreben ist darauf gerichtet, Druckfachen künstlerisch auszugestalten. Vorsitzender ist Albert Knab, Mitglieder sind Karl Schnebel, Hermann Hirtzel, Ernst Heilemann u. a. —

c. Eine wertvolle Schmetterlingsammlung ist dem Pariser Naturhistorischen Museum soeben zum Geschenk gemacht worden. Sie enthält 20 000 Exemplare, die einen Wert von 100 000 Fr. repräsentieren; die im Museum vorhandenen Arten werden durch die neue Sammlung um mehr als die Hälfte vermehrt. —

t. Eine merkwürdige Naturerscheinung ist kürzlich an der Hochbahn in New York zu beobachten gewesen. Nach längerer Regenzeit trat dort Ende Februar plötzlich scharfer Frost ein, so daß die mittlere Zuleitungsfähigkeit der Bahn sich mit Eis überzog. Die Folge davon war eine ganz erstaunliche Zunementwicklung. Leuchtende Blitze schossen hoch in die Luft und hinterließen am Himmel einen Wiederschein, der einem Nordlicht zu vergleichen war. Jeder vorüberfahrende Zug ähnelte einem Kometen, gefolgt von einem langen Strom von Feuer und Funken. Die ganze Linie glühte von den herrlichen elektrischen Entladungen. —